

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten**

**Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942**

Kerschbaum, Hans: Wildwasser. Eine Erzählung aus Kärnten

**urn:nbn:de:bsz:31-62042**

Arme seines bisherigen Herrn und Lehrmeisters auf das Geländer des Nachsteiges hüpfte, auf dem die beiden Todesgänger standen.

„Auch der will nichts mehr von mir wissen,“ sagte Nazi schmerzlich bewegt. „Seppentoni, von allen und jedem verlassen, wird es Zeit, daß wir gehen.“

„Das mein' ich auch,“ entgegnete dieser, umfaßte den Bruder mit beiden Armen — ein Schwung — und sie sanken hinunter in den Bach, wo das Wasser schäumend über ihnen zusammenschlug.

Der Star aber, ob dem Gebrause des Wassers erschreckt, hob sich freischend in die Höhe: „Adieu, Adieu!“



### Wildwasser.

Eine Erzählung aus  
Kärnten.

Von Hans Kerschbaum.

#### 1.

Es ist eines der Alpentäler, die ihrer landschaftlichen Schönheit wegen in den Reiseführern durch die österreichischen Alpen als besonders besuchenswürdig verzeichnet stehen und die im Sommer besucht werden von Fremden aus aller Herren Ländern.

Reiche Bergwälder und sattgrüne Auen rücken da oft so nahe zusammen, daß das schmale Bergsträßlein die Anhöhen erklimmen und an laub- und nadelwaldreichem Gelände wie eine Schlange hintriechen muß, weil es in der Niederung nicht so viel Raum findet neben dem Fluß, der ihm bald knapp zur Seite, bald in schwindeliger Tiefe unten dahinjährt.

Das Sträßlein ringt stetig mit dem viel stärkeren Gegner, dem Wasser. Die Straße ist ja ein armselig Menschenwerk, das Wasser eine elementare Naturkraft. Seit Jahrtausenden durchzieht der Fluß das Tal, und es ist, als betrachte er die Straße als unbefugten Eindringling: er bohrt und wühlt und nagt und frisst an ihrem Damm und bedrängt sie an manchen Stellen so hart, daß sie einen kühnen Sprung wagt und über den Fluß hinwegsetzt, um sich vor seinem Zerstörungsdrange zu retten. Auf diese Weise muß die Straße das Wasser mehrmals überspringen, um bald diesseits bald jenseits des Flusses den Ausweg aus der Talenge zu suchen.

Zuweilen weitet sich das Tal, dann erschaut das Auge an steilem Gehänge und sanft abfallenden Bergwiesen, oft hinter Baumgärten halb verborgen, ansehnliche Bauernhöfe, idyllische Weiler und einschichtig verstreute Häuschen, zumeist ganz und gar aus Holz erbaut, mit überhängendem Dach und dem heimelnden „Gang“ rundum. Auf bewaldeten Kogeln steht manchmal ein schlanktürmiges Kirchlein, zu-

weilen das düster ragende Gemäuer eines einstigen Mitterschlosses.

Ab und zu erspäht das Auge eine heitere Alm mit weidenden Kindern und schönen Pferden; viel Hochwald und dahinter und darüber kühn ragende Gebirge, graue Zinnen und stolze Gipfel im leuchtenden Firn.

An den Vorbergen entgehen dem schauenden Auge nicht die tiefen Rinnen und wild verarbeiteten Furchen, die wie Striemen vom Bergsattel zu Tale ziehen: das sind die Läufe der Sturzbäche; bei trockenem Wetter ohne Wasser, ohne Gefahr; zu Regenzeiten dagegen stürzt das Wasser von allen Seiten heran und rast, immer noch tiefer grabend und furchend und Geröll und Fels mit sich reißend, die Höhen hinunter als die schreckenverbreitende Gieß. Die Gießbäche sind die treuen Spießgesellen der Wildbäche, die ihre kühnen Führer sind allerwege.

Was regjamer Menschengestalt auch immer erfinden mochte, um diese wilden Wasserkräfte zu bändigen — es war noch alles unzulänglich. Wie ein gebrechliches Spielzeug in der Hand des launischen Kindes erwiesen sich die Werke der Wasserbaukunst der fast unbezwingbaren Naturkraft gegenüber.

Und so ist es in diesem Tale, in dessen Hinterhalt der Seitengraben und Bergschluchten das tückische Drachengeschlecht der Wildbäche lauert, daß neben verwüsteter Kultur behäbigster Wohlstand gedeiht.

Wenn der Wanderer soeben noch zwischen starren Felsmauern dahinzieht und eine besonders bedrohliche Stelle hinter sich hat, die im Volke ihrer Enge wegen Klause genannt wird, muß er wie gebannt verweilen, um das vor seinen Augen sich ausdehnende Landschaftsbild mit stiller Andacht zu beschauen oder mit einem Laut der Bewunderung zu begrüßen.

Das Tal legt sich breit auseinander, Wiesen und Felder füllen es aus und steigen zu beiden Seiten das Gelände hinan bis an den Saum der Wälder. Manch stattliches Dorf, manch behäbiger Hof liegt inmitten der grünen Wiesen und Felder, und an der Talstraße bemerkt der Wanderer große Holzlagerplätze mit hochaufgebauten Stößen von allen Arten Sägehölzern. Neben der Viehzucht ist es noch der Wald, der einen ansehnlichen Wohlstand im Tal begründet hat.

Seitwärts an den Taladern, den tief in die Berge hinein verzweigten Seitentälern und Gräben, an günstigem Gefälle treibender Wasser, liegen die Sägemühlen, woher die Fuhrwerke Holzladungen herausschaffen auf die Lagerplätze der Händler und aus dem Tal hinaus zur Eisenbahn.

Und dort hinten, an der Ausmündung eines dieser engen „Graben“, aus dem ein munterer Gebirgsbach hervorbricht, der sich draußen in der Talmitte mit dem Fluß vereint, dort hinten in der Grabenmulde, vom Tal aus kaum zu sehen, steht eines der größten Sägewerke des Tales: die Franzmühle.

Seit mehreren Menschengeschlechtern bedeutet dieser Bach in gewissem Sinne einen Goldstrom für die



Franzmühle: sagte der Franzmüller manchmal doch gerne, daß ihm das Geld auf dem Bach zuschwimme. Ein Urahn von ihm hat an diesem Wasser neben seiner bescheidenen Behausung eine kleine Holzsjäge errichtet und die billige Wasserkraft zu verwerten begonnen.

Der Betrieb in der waldbreichen Gegend vergrößerte sich rasch. Jedes Jahr kamen die Handwerker, die Zimmerleute, die Maurer und die Tischler auf die Franzmühle. Immerzu wurde gebaut, verbessert und vergrößert. Und dann stand an Stelle des schlichten Häuschens aus rohen Steinmauern und Balken ein stattliches Haus: von Grund auf gemauert, mit geräumigen Stuben und Kammern, mit einem Stockwerk, mit lichten, hohen Fenstern, blinkend weißen Mauern und mit einem rotbraunen Ziegeldach, auf dessen First ein zierliches Türmchen mit vergoldetem Windsfahnen und Blitzableiter thronte. In dem Türmchen hing ein Glöcklein, das mit dem Wasserwerk zu verbinden war und zu allen Mahlzeiten die Leute der Franzmühle in die geräumige Warstube zusammenrief.

So fein haben es sich die Franzmüllerischen eingerichtet wie auf einem noblen Herrngut. Nebst Wohnhaus und Sägewerk stehen noch eine Anzahl Wirtschaftsgebäude, Speicher, Schuppen und Ställe, so daß es sich anjah wie ein Weiler.

Den Wasserlauf zurück, tiefer in die Berge hinein, stehen wohl noch etliche Sägen, doch keine von ihnen hat es zu solchem Wohlstande gebracht.

Zur Schaffung dieses Wohlstandes wirkte auf der Franzmühle noch ein anderer Umstand mit, das war die Viehzucht. Weit im Lande und darüber hinaus war es bekannt, daß in den Ställen der Franzmühle das schönste Vieh der rotbraungefleckten Mölltaler Rasse und die besten Milchfüße des Kärntner Blondviehes zu erfragen seien. Nirgends im ganzen Tal hielten die Viehhändler so eifrig Zuspruch als auf der Franzmühle, welcher Tausende Gulden auf diese Art zusossen.

2.

Heute ist auf der Franzmühle alles in Aufregung. Gott sei Dank: diese Aufregung ist freudiger Art! Von der Hausfrau an, der lebenswürdigen Franzmüllerin, bis herunter zum geringsten Dienstboten, deren auf dem Hofe wohl ein Halbdutzend gezählt werden, obgleich nicht alle daheim sind, ist alles in neugieriger Erwartung. Die Mägde räumen noch eifrig den Hof auf; sie segnen, daß der Staub davon wirbelt, gerade so als wäre der nächste Tag ein Festtag. Und einem Feste gilt es wahrhaftig: dem Feste der Heimkehr.

Einige Knechte stehen oben auf dem Mühlbühel und halten Auslug über die Talstraße. Der Zeiger der Kirchenuhr, der mit seiner neuen Vergoldung vom Dorf herausleuchtet, rückt gegen Mittag vor. Drei Stunden früher haben die Heimkehrenden die Eisenbahn, die jenseits der Berge dem Tirolerlande zuweilt, verlassen; nun müssen sie bald in Sicht kommen.

Fahrer Hintender Bote für 1914.

Die Burschen haben schon eine Anzahl Böller geladen, die den Heimkehrenden laute Grüße entgegenenden sollen. Am Bühel brennt ein Feuer, in dessen Glut der Zünderspieß steckt.

Der Loise hat den weitesten Auslug; er steht oben auf einem hausgroßen Felsbrocken und vermeldet nun: „Zuhu! Se kemmen!“

Die zwei Genossen klettern zum Loise hinauf. Aber das, was sich weit draußen auf der Straße in einer kleinen Gruppe herantreibt, ist noch kaum zu erkennen.

Der Loise aber behauptet: „Se seint's!“

Und der Thomele meint, daß sie den großen Stier an der Spitze führen.

Und der Lenze vermutet, daß der „Große“ den ersten Preis bekommen habe.

„Woanst, weil's größte Rindvieh allemal das meiste Glück hat,“ bemerkt der Loise anzüglich. „Ghender hat 'n schon der „Kloane“ gekriegt: findest lang loan, wie der gebaut is — mein Liaber!“

„Wohl!“ sagt der Thomele und schmunzelt. „Af die Größ'n kimmt's da dabei aa nit allemal an . . . Große Rindvieher gibt's eh mehr als genuag!“

So witzeln die drei Burschen und verfolgen den schwarzen Punkt, der langsam näher kommt. Ein Bergkogel verdeckt ihn auf eine hübsche Weile. Nachdem der kleine Trupp wieder zum Vorschein kommt, beginnt der Loise bedächtig zu zählen. Als er Mensch und Vieh der Reihe nach abgezählt, sagt er treuherzig und wohlbesriedigt: „Se seint alle g'fund banander!“

„Und hiaza schaug!“ ereifert sich der Thomele, „den Groß'n treib'n se ganz af z'lekt. Der Hans is mit 'n Kloan voran — siagst eahm? Der hat was um die Hörndlen! . . .“

„A Kranzle — meiner Seel': der hat ein' Preis gekriegt!“ freut sich der Loise.

„Schaugt's hin! Secht's, wie der Müllner 'was in die Höh' haltet!“

„Das is a Preisfahne — dös kenn' i!“

„Und die Lene tragt aa oans!“

„Gelt's ös: der Tonele treibt 's Kalberle? Hat der nit aa a Fahne? — Firaudi! Der hat aa oans!“

„Tuifi! Buamen: dös is a Ehr' — so wernt weanig von der Schau hoamsiag'n!“

Sie eilen zu den Böllern. Sechsmal hintereinander kracht es. Ein langes Echo rollt in die Berge hinein. Im Dorf kommen die Leute aus den Häusern. Als sie am Mühlbühel das Pulver verrauchen sehen, erraten sie den Zusammenhang.

„Der Franzmüller kimmt von der Tierschau!“

Die Kinder begrüßen mit lautem Brüllen die heimatlliche Gegend. Einer und der andere von den Burschen tut einen Jauchzer.

Und das Ganze ist ein erquickliches Schaustück. Ein starker Bursch in der kurzen „Tschenen“ und in grünen Strümpfen führt an der Spitze des Zuges den kleinen gefleckten Mölltaler Stier am Nasenring. An den Hörnern hängt dem prächtigen Tier ein





Kranz aus Eichenlaub. Ein zweiter Knecht reißt sich mit einem Paar wohlgestaltiger Ochsen an; dann kommt eine Magd mit zwei blonden Milchkühen, die das Preismelken mit bestem Erfolg bestanden haben. Der Hütbub treibt ein preisgekröntes Kälbchen, das er unterwegs mit einem Eichenkranz geschmückt. Wie das Bürschlein stolz das Preisfähnlein flattern läßt! Den Schluß macht der „Große“; den führen zwei Knechte am Nasenring und er macht ihnen zu schaffen. Hintennach geht der Franzmüller mit seiner Tochter, und allbeide tragen noch ein paar der weißroten Fähnlein.

Indes der frohgemute Zug der Heimkehrenden gegen die Franzmühle hinaufzieht, geht dort oben etwas Heimliches vor. Auf den Sprossen der Leiter, die an einer Schwarzsichte lehnt, steht zu dieser Zeit ein Bursch und hantiert eifrig und flink mit Hammer und Nagel und spannt frisches Reissiggewinde einem



„Der Franzmüller kinnmt von der Tierschau!“

Triumphbogen gleich über den Weg. Nun springt er eilig von der Leiter und ein rascher Blick überprüft das Werk: fein ist es und niemand hat ihn dabei bemerkt. Die Leiter, die er von einem Obstbaum weggeholt, bringt er wieder dahin, dann schleicht er mit einer heimlichen Freude davon.

Die Heimkehrenden übersehen die Triumphpforte nicht. Von der Mitte des grünen Reissigbandes hängt ein weißes, reissigumrahmtes Papierschild nieder, auf dem in säuberlich ausgeführten Buchstaben aus grünen Tannentrieben die trauten Worte stehen: Grüz Gott.

„Grüß Gott!“ ruft der Franzmüller überrascht und erfreut. Er bleibt ein wenig stehen und betrachtet sich die geschickte Arbeit. „Mit übel, das!“ sagt er. . . „Grüß Gott . . . Also, fein ma halt wieder dahoam!“

„Weil's nur decht wieder alle da seid's!“ begrüßt

sie die Müllerin. Die Worte kann sie kaum recht sagen vor lauter Freude.

Die Burschen und Mädchen kommen und lieblos die geschmückten Tiere, die eine Woche lang ihren heimatischen Stall entbehren mußten. Und die Hausmutter streichelt und tätschelt eines nach dem andern.

An diesem Tage ist auf der Franzmühle alles in froher, festlicher Stimmung. Als sie mittags um den großen Eßtisch in der Marstube beisammensthen, da reden sie alle riesig stolz von dem Preisvieh, das nicht nur dem Franzmüller, sondern auch seinen fürsorglichen Dienstleuten ein ehrendes Zeugnis ausgestellt habe.

Da ist der Franzmüller mit einem mächtigen irdenen Weinplutzer in die Marstube gekommen.

„Weil es so guat ausgegangen is,“ sagt er. Den Weinkrug stellt er mit einem Trinkglas auf den Eßtisch vor den Knecht Hans hin. „Den Wein trinkt's mit'nander,“ sagt er. „Der Hans schenkt ein.“

Dann schaut er wie forschend den Burschen, einem nach dem andern, eine Weile in ihre schmunzelnden Gesichter, und will auf einmal wissen, welcher von ihnen denn das feine Grüz Gott überm Weg gemacht habe.

Die Knechte schauen sich gegenseitig an, neugierig, wer sich melden würde. Es meldet sich wunderlicherweise keiner.

„Nou?!“ sagt der Hausherr schon erstaunt: „Das is mir ja das Neueste, daß unsere Buamen so g'schamig seint!“

Der Thomele muß reden. „Von uns,“ sagt er wahrheitsgetreu, „hat es koaner g'macht — mir hamt mit'n Schiaken z'toan g'habt.“

„Und g'merkt hat's aa koaner, wer es g'macht hat?“ wundert sich der Müller.

„I nit, i!“ sagt der Lenze, und die andern schütteln in gleichem Sinne ihre Köpfe.

Der Franzmüller hält ein blinkendes Goldstück zwischen den Fingern.

„Da schaugt's her: dö's da hätt' i eahm geb'n mög'n dafür, weil er's gar so sauber z'wegen hat gebracht!“

Es tut ihnen leid um diesen glänzenden Lohn, den sich keiner von ihnen verdient hat.

„Weschtia!“ sagt der Lenze leidvoll. „Daß mir das nix is eing'fall'n!“

Am Nachmittag geht der Franzmüller durch Haus und Hof. Er schaut nach den Rindern und geht zur Säge, er besieht sich die mächtigen Bretterstöbe, die während er fort war, verschnitten worden sind, dann das Blochholz, das in gewaltigen Bergen da liegt; er geht durch die Schupfen und Scheunen, wo bis an den First hinauf die reiche Sommerernte angehäuft ist. Ueberall bemerkt er mit Zufriedenheit die Umsicht und den Ordnungssinn seiner tüchtigen Ehefrau.

„Brav hast g'haust, Muatterl,“ lobt er seine Frau, die ihm nachkommt. „Und a Freud' is, wenn du



heuer in die Stadeln schaugst: alles voll und toll. Der Herrgott hat uns a guates Jahr g'schenkt. Das Körndel is schön und schwer. Das Fuatter hab'n wir schon lang nimmer so guat gekriegt. Wann 's Wetter no a Weil so haltet, werd 's Groamatle aa schön. 's Winterobst klaub'n wir af die nächst' Wochen ab. Und nachdem, mein' i, können wir Bergeltsgott sag'n."

Das spricht der Franzmüller mit frohem Gefühl. Er hat gewiß Ursache dazu. Auf seiner Wirtschaft liegt sichlich der Segen. Jetzt nach seiner acht Tage langen Abwesenheit merkt er's wieder, was er an seinem Besitz für einen köstlichen Reichtum hat. In dieser heiteren Stimmung frohlockt er: „Mein liab's Weiberle: dahoam is es halt decht alleweil am schönsten!"

Die Müllerin ist froh und glücklich; sie ist eine so bescheidene stille Frau; immer zufrieden damit, was der liebe Gott ihr gibt, und dafür ist sie ihm auch von Herzen dankbar.

Sie ist ihm aber noch besonders Dank schuldig, und das kam so: Als die Lene mit zwölf Jahren in der würgenden Diphtherie lag und im Tal die Kinder ihren Eltern an dieser tödtlichen, grausamen Krankheit dahinstarben, da hat die Franzmüllerin eine böse Stunde erlebt. Nächstlang hat die Mutter sorgenvoll am Krankenbett ihres einzigen Kindes gewacht und geweint. Da war es in einer bangen Spätsommernacht; der Hof lag in Stille, nur das gewohnte Geräusch des Wassers drang in die Krankenstube, wo das Kind zu röcheln begann und gierig nach Luft rang. Was bot die Mutter alles auf! Und sie konnte dem Kinde dennoch die Qual nicht erleichtern. Alles versagte. Das Kind rang mit dem Tode. Da warf sich die verzweifelte Mutter vor das Gnadenbild der Lieben Frau und flehte die Gottesmutter um ihre Fürbitte an: der liebe Herrgott möge ihr das einzige Kind nicht nehmen!

Und die bangende Mutter tat ein Gelöbniß zur Gnadenstätte auf dem Lufchariberg.

Als der Müller morgens in die Stube trat, fand er seine Frau wie leblos vor dem Marienbilde hingefunken. Lange konnte sie sich nicht fassen. Blöthlich richtete sie sich aber auf und schritt an das Bett ihres Kindes. Dort kniete sie nieder und weinte erschütternd — das Kind lag in sanftem Schlummer. Nach Wochen war das Fenerle von der schweren Krankheit genesen.

Damals offenbarte die Müllerin ihrem Manne das in ihrer Herzensnot gemachte Gelöbniß: So lange Gott ihr das Leben schenke, wolle sie alljährlich am zwölften September eine Kirchfahrt unternehmen zur Gottesmutter auf dem Lufchariberge. Der Franzmüller wendete nichts ein. So war es in diesem Jahre das siebte Mal. Und an die Worte ihres Mannes anknüpfend, sagt jetzt die Müllerin: „'s recht, daß heunt gekemmen seid's — morg'n geh' i fort."

Der Franzmüller sinnt einen Augenblick.

„Ah, richtig!" Es ist ihm eingefallen. „Muatterle,

du dermirkst dir halt den Tag viel besser; i ver-gessest wohl häufig drauf . . . Nou, es is schon recht. Gehst halt in Gott'snamen wieder!"

3.

Der Franzmüller ist in der Stube und geht daran, in seine Pfeife Tabak zu stopfen. Die acht Tage her, die er in der Landeshauptstadt war, hat er gemeint, daß er als der Franzmüller standesgemäß nur Zigarren müßte rauchen. Dabeim taugt ihm die Pfeife besser.

Zu dieser behaglichen Stunde kommt ein Besuch. „Grüaß God, Müllner." Ungeachtet wie ein Tabak schiebt und dreht sich einer zur halbgeöffn-eten Tür in die Stube herein. Er sieht aus wie ein Mensch Mitte der Vierzig, ist aber keine Dreißig alt. Buschige Büsteln als Augenbrauen und ein Schnauzelbart, der aussieht wie ein ungleichmäßig abgenutzter Bartbesen, haben viel schuld daran, daß dieses allwegs dummlächelnde Angesicht so alt aus-sieht. Ein übriges tut auch noch die großväterliche Gewandung und die schwerfälligen Bewegungen dieses Menschen. Die große Tabakpfeife hält er beim Sprechen krampfhaft zwischen den Zähnen fest, und seinen gewaltigen schwarzen Raufsilz brächte ihm kein Sturmwind vom Kopf — der hält alldiemal wie angenagelt.

„Grüaß Gott, Simi!" begrüßt der Franzmüller den sonderbaren Kauz und ladet ihn gezwungen ein: „Sek' di nur her zu mir . . . hm! . . . Nou, Simi, was gibt's denn Neues — haa? . . . Bist auf und auf schwarz, du! . . . Gehst eppan doch niz Leichen-bitten — haa?!"

Der Simi gibt einen grunzenden Laut von sich. Das ist so sein Lachen.

„Dös nit — 's sege wohl nit!" sagt er mit seiner rodeluden Stimme. Dabei zerrt er ein großes Sack-tuch aus der unerhört tiefen Rocktasche und schneuzt sich mit riesigem Kraftaufwand.

Weil ihn der Müller nicht stört, gelingt es ihm nach einiger Zeit zu sagen: „Hon es wohl schon derfahr'n — i," (und das ist so, als bliebe ihm bei jedem Wort die Zunge irgendwo picken und als müßte er sie jedesmal wieder losreißen) „daß d'ös (Zhr) von der Schau seid's hintergekemm'n — und daß d'ös so an Kottter Preis habt's gekviagt . . . Teurel eine! . . . (Er spuckt tüchtig aus: das ist seine Art des Beifalls, des Staunens oder weiß Gott was sonst.) Und mei Botta hat g'sagg: dös war a Stolz und a Ehr' für dös ganz' Tal — hat er g'sagg, sagt er, mei Botta . . ."

„Nou — bin schon z'fried'n!" schmunzelt der Franz-müller. „'s niz übel ausgegangen."

Der Simi setzt seine Pfeife in Brand, pafft fürchterlich, wirft das abgebrannte Hölzchen auf den reinen Fußboden und spuckt ihm gleich nach auch. Dieses Gerede von der Tierschau ist ihm bloß ein Vorwand.

„'s Hausen — hat mei Botta g'sagg, sagt er, tuat halt decht koaner mehr so guat versteahn — hat er g'sagt, sagt er, mei Botta, als wie der Franz-



müllner, und von den kommt oaner decht no 'was lernen . . ."

Der Franzmüller vernahm sonst ein Lob über seine Wirtschaft und seine persönliche Tüchtigkeit nicht ungern. Jetzt legt er kaum einen Wert darauf.

"Geh, geh, Simi," sagt er, "dein Vater is aa koa schlechter Hausjer nit und abgeahn tuat ent g'wis aa nix nit."

"Wohl nit! Ah, sege wohl eh lei nit!" Böllig stolz sagt das der Simi und mit Nachdruck poselt er den Rauch in riesigen Wolken aus der Pfeife.

"A Kreuz — a Kreuz is es halt lei! Der Votta und die Muatta seint aa lei niammer af der jüngersten Seit'n. Und i — i bin halt Sechszwoanz'g iaza . . . Und mei Votta hat g'sagg, sagt er: wirst aa schon a alter Stock, Simi — hat er g'sagg — und kunntest decht heirat'n aa . . ." (Der Simi unterbricht sich da und lacht so herzlich, als ob er gekitzelt würde. Entweder war's der "alte Stock" oder das Heiraten, was diese spaßige Wirkung bei ihm auslöste.)

Dann bregelt er weiter: "Die Wirtschaft, hat er g'sagg, sagt er, mei Votta, und 's Haus: sege laßt er mir, als sein' oanzig'n Suh'n, verschreib'n. Den Holzhandel — hat er g'sagg, sagt er, den g'haltet er selber, weil er aa no a bissele a G'schäft möcht' hab'n — hat er g'sagg, sagt er — z'weg'n Zeitlang. Und es waar eh alles recht schean — hon i g'sagg zu mein' Vottan — grad a hausert's Weib kummt i brauchen — hon i g'sagg . . . Und i wisset mir wohl oane . . . Mir seint ja mitnand' in die Schual gegangen . . . I und die Lenerle — hon i g'sagg . . ."

"Ah sagst!" unterbricht der Müller dieses fürchterlich umständliche Gerede. "I merk' schon, was du willst!"

Der Simi schaut ihn erstaunt an. In seiner Beschränktheit hat er's nicht bemerkt, daß er sich bereits geoffenbart hat.

"Waar nit aus!" staunt er. "Waar eh nit aus! Der Franzmüllner derratet oan ja schon lei goar die Gedanken!"

"Naa, mei lieber Freund," lacht der Müller, "dös kann i nit. Aber so viel kenn' i mi schon aus, daß dir a Braut tuast suachen — gel', du Schlankel!"

"Ja, meiner Seel' wahr — dös stimmt!" pläzt der Simi heraus und ist vergnügt darüber, daß ihn der Müller so leicht versteht. Und nun stört es ihn fast, daß die Müllerin hereinkommt. Schade: er war gerade so sicher im Anlauf.

"Schau, Muatterle," sagt der Müller zu seiner Frau, "schau amal, wer da is!"

Die Stube ist voll Rauch und die Müllerin muß schon genau hinschauen, um den Besucher zu erkennen.

Sie will schon sagen: Mariandjoseph! über diese Ansräucherung ihrer schönen weißen Zeugfachen. Dann sagt sie aber doch: "Der Simi is da . . . Grüß Gott!"

"Grüß God, Frau Muatter," erwidert der Bursch.

Sein Angesicht rinnt wie Butter in der Sonne auseinander. Und dieses bedeutet beim Simi stets, daß er zwar just nichts Gescheites zu reden wisse, jedoch die freundschaftlichsten Absichten in sich trage.

Auch jetzt hat ihm das plötzliche Hereinkommen der Franzmüllerin so weit die Red' verschlagen, daß er nur still und breit grinsen kann.

Der Franzmüller kommt ihm zu Hilfe.



„Ah sagst! I merk' schon, was du willst!“

„Jetzt rat' amal," sagt er zu seiner Frau, „was der Besuach bedeuten tuat!“

Und das hat den sonst so schwerfällig denkenden Simi sonderbarerweise wieder in Fassung gebracht.

„Ja — dös is nix leicht z'm derrat'n!" lacht er plaßend drein. „D' Frau Muatter — hat mei Votta g'sagg — werd lei eh aa nix dageg'n hab'n — hat er g'sagg, sagt er — sie is ja bitannt für a stillene Frau, a brave . . . Und so viel guat haujert halt is sie — hat er g'sagg, sagt er, mei Votta . . .“

Die Franzmüllerin macht ein wenig größere Augen wie sonst. Und der Müller hat ohnedies schon genug von dieser Unterhaltung.

„Woast, Muatterle," schneidet er dem langweiligen Patron sein Gegadel ab, „der Simi will heiraten . . .“

Und die Müllerin sagt lächelnd: „Warum denn nit!“

Dem Simi kommt das wieder so komisch vor, daß er unverschämt lachen muß. Und es ist schauerlich, wenn der Simi lacht: Haahaahaaha . . . Haahaahaaha usw., daß ihm das Wasser aus den Neuglein purzelt. Und noch im letzten Stadium dieses elementaren Heiterkeitsausbruches gurgelt er: „Ja — da laßt si halt nix machen: oamal muß es sein!“

Und über seinen guten Spaß lacht er nochmal ein Stückchen.



„Und so viel i verstanden hab“, bringt der Müller die schier auseinanderkollende Sache wieder in Ordnung, „hat es der Simi af unser' Lene abg'segn...“

Und der Simi platzt schon wieder wie ein Bebrunnener hinein: „Ja — die Lenele — die tat mir g'fall'n — und mei Botta hat g'sagg: Simi, hat er g'sagg, sagt er: Dös waar die Rechte, die Franzmüllner-Lenele hat er g'sagg, mei Botta...“

Die Müllerin tut einen tiefen Atemschöpfer und ihre Augen schauen mitleidig diesen armen Narren an. Sie ist so verwirrt über den sonderbaren Einfall des Burschen, daß sie kaum weiß, warum sie sagt, daß die Lene den Leuten ihre Tausen auf die Wiesen nachgetragen habe.

Und damit löst sich der Spaß plötzlich auf.

„Hon sie wohl derseg'n!“ sagt drauf der Simi fast vorwurfsvoll. „Mit 'n Waldranerbuam hon i sie derseg'n, drobmet af der Waldleit'n... Und fugg — seint sie verschwunden g'west...“

Die Franzmüllerschen schauen sich verbucht an.

„Werst di aber verschaut hab'n, Simi!“ sagt der Müller grollend. Aber dabei gehen ihm schon unruhige Gedanken durch den Kopf.

„Ah — sege wohl nit!“ entgegnet der Bursch und klopft die Asche aus der Pfeife unter den Tisch hinunter. „Wann i oamal wen slag — nachdem hon i eahn aa g'sehg'n — mei Khaber — sehg'n tur i wie ra Geier — da gib't's amal nit!“

Der Franzmüller trommelt unwillig mit den Fingern auf der Tischplatte und die Müllerin erinnert sich plötzlich: sie hätte einen Reindling im Backrohr, weil sie morgen auf den Luschari Kirchfahrten gehe, und nun müsse sie nach der Küche.

Und nun fällt auch dem Müller ein: er müsse auf die Wiesen, wo die Leute das Grummet mähen.

„Woast, Simi“, sagt er im Aufstehen, „da drüber reden wir a andersmal no weiter... Gehst hoamzua, so hama den gleichen Weg!“

„I geah hoamzua!“ sagt der Simi, doch ein wenig unbefriedigt von seiner merkwürdigen Brautwerbung.

Pfeife und Tabakbeutel und Streichholzschächtel kramt er zusammen, und unter viel Stiefelgepolter und sonstigem Lärm zwängt er sich zwischen Tisch und Bank hervor.

In der Hauslaube, an der Küchentür, sagt er dann noch: „Fiat God, Frau Muatter!“ Und geht, wie ein Alter gebeugt, mit dem Franzmüller am rauschenden Bach den Grabenweg hinein.

4.

So viel Freude dieser Tag auf die Franzmühle gebracht, mit ebensoviele Verdruß geht er zu Ende.

Der Müller nimmt am Abend, als das Essen vorbei, seine Tochter ins Gebet. Er will allerlei wissen: ob das wahr sei, daß sie mit dem Waldrainer-Flore in der Waldleitn oben herumscharmire. Und ob er es denn erst jagen müsse, daß solches sich für ein anständiges Mädchen nicht schicke. Und im übrigen wünsche er, daß sie gerade dem Waldrainer-sohn aus dem Wege gehe.

Da schaut die Lene ganz still und bange zu Boden

und die Worte des Vaters kommen ihr fremd und kalt vor und sie rieseln ihr wie Schauer durch die Seele.

Und diese betroffene Schweigsamkeit läßt dem beobachtenden Vater manches erraten oder doch vermuten.

„Du, Diandle, das sag' i dir“, sagt er jetzt mahnend, „tua mir hinter dem Ruck'n deiner Eltern koane Hoamlichkeiten hab'n! Woast du: mir seint erbgesezene Besizer... Die Franzmühl' is nit dazua da, daß si der erstbeste einsezt. Af das is von jeher g'schaut wor'n, daß unser Bestk für alle Zeit in recht'schaff'nen Händen verbleibt... Das war bis dato so, und a so muaz es aa immer bleib'n!“

Jetzt sind dem Mädchen die Augen naß geworden, und die perlenden Tränen haben zu tropfen begonnen. Und das konnte die Mutter, die mit schmerzreicher Liebe an ihrem Kinde hing, nicht ansehen.

„Es is genuag für heunt“, redet sie versöhnend ihrem Mann ins Wort. „Es werd nit notwendig sein, daß da drüber gleich so viele Wörter wer'n g'macht.“

Und das Diandle heißt sie in die Küche gehen.

Aber der sehr strenge Herrenbauer auf der Franzmühle beginnt nun mit seiner Ehefrau zu poltern.



„Du, Diandle, das sag' i dir, tua mir hinter dem Ruck'n deiner Eltern koane Hoamlichkeiten hab'n!“

„Das mecht eahm g'fall'n, dem!“ sagt er hämisch. „Was der schon glabt! Der soll froh sein, daß er sein Leb'n hat!... Schaug, dumm waar er eh nit, der Spitzbua — der Schelm... Der hätt' si ja sein' Plan recht schön ausgetipfelt!... Aber i werd' dir schon no helfen — dir!“

„Ueber den Flore hat ma nia nit Schlechtes g'hört“, sagt die Müllerin, denn an ihr findet alles Unrechte unüberwindlichen Widerstand. „Für das,



was die Eltern tuan, kann koa Kind 'was dafür. . . . Und daß der Waldraner sein Haus angezündet hätt' — das is aa nit ganz sicher bewiesen wor'n . . .

„Und z'wegen was hab'n sie eahm denn ein'gnaht?“

„Der Verdacht hat freilich af eahm hing'wiesen . . .“

„Na alsdenn! . . .“

Die Müllerin aber zuckt die Schultern.

„Ja, mein Gott — er kann es ja getan hab'n — so 'was kimmt schon aa für . . . Aber es seint halt aa schon Fälle g'west, wo oaner hat unschuldig sitzen müassen . . . Der Verdacht is halt amal geblieb'n af eahm . . .“

„Alsdenn!“ knurrt der Müller. „Er is halt amal im Kriminal g'storb'n . . . Dös is a verfluachte G'schicht!“

„Daß er im Arrest g'storb'n is — da kann er freilich nit dafür . . . Z'tod getränkt soll er si hab'n . . . Und vielleicht waar's eahm g'rat'n, die Unschuld nachz'weisen — wer kann es wissen — wenn er eben nit früher g'storben waar!“

„Ja, eben drum: wenn das »Wenn« nit waar, kumtet der Bettelmann Kaiser sein!“ sagt der Müller höh'nend. „Grad um das bissel handelt es si ja. Und iaht hilst eahm koa Herrgott mehr und koa Teufel aa niammer. Den Fleck hat er ins Grab mit'genommen und den kann eahm koaner mehr abernehmen . . . Das is es ja, von dem ma redet: ma laßt die Leut in Frieden — ma legt sener nit in Weg. Aber das is mir z' dumm, wenn si der Bua, der z'nichte, so was untersteht . . . Was glabt denn der, wer er is und wer mir seint . . . Du verdammter Kerl!“

„Muast nit so reden,“ beschwichtigt die Müllerin.

„Schaug, muast bedenken: Der Flore ist damals a kloanes Kind g'wesen — eahm kann doch ka Schuld treffen . . . Und wie der brav und fleißig is — wie er von Kindheit auf seiner Mutter wirtschaften hilst: zwoa Knecht, zwoa quate, machen das nit, was der arbatet — alles, was wahr is . . .“

„Ah — hör' mir auf! Das gült alles nit. Jaka is es mehr als zwoanz'g Jahr' her; und heunt reden die Leut no davon. Es nuht oamal nit: so was bleibt af oan hängen und weun der Mensch schon längst vermodert is. Das is wia ra Erbübel, von dem du niammer los werst!“

„Der Waldroanerin kann gerechterweis' aa niamand nit nachsag'n. Sie bringt si kümmerlich, aber recht ehrl'ich fort — da is nit z'reden. Is a Hascherle, a arm's! Was laßt si und plagt si von früh bis spat Nacht und derpart Dianstleut. Hat selm das Häußle aufgebaut ohne Geld und is heunt schuldenfrei. Manniger große Besitzer kumtet si a Beispiel nehmen, wie die zwoa da drobmet hausen und schaffen . . .“

Das spricht die Müllerin in ihrer ruhigen Art, mit viel Ueberzeugung und lauterer Wahrheit. Darauf scheint es, als hätte sie ihrem Mann die scharfen Waffen ein wenig gestumpft. Einen Augenblick tut

er verdrossen und sinnt; dann sagt er so im Hinbrüten: „Na, du bist ja mit die Leut' recht z'frieden!“

„Die z'widersten seint sie nit,“ antwortet die Müllerin, „i hab' gar nit gegen sie . . .“

Das regt den Müller wieder auf; sein Kopf wird rot, und ergrimmt schlägt er mit der Faust auf den Tisch.

„Aber i!“ sagt er sehr scharf und laut. „I schon — das sag' i dir! . . .“

Da legt ihm die Müllerin mit einem überlegenen Lächeln die kleine sanfte Hand auf den vom Schlag noch bebenden Arm.

„Geh, du Hitzköpfe,“ sagt sie, „red'n wir niammer davon — kommt Zeit, kommt Rat . . . Der liab' Herrgott werd's schon recht machen.“

Den Müller hält der Kreuz gefangen.

„Dazua brauch' ma koan Herrgott . . . Da bin i no selber genuag Herr!“

„Na geh — so muast aber decht nit reden!“ sagt die Müllerin und schaut ihren Mann vorwurfsvoll an.

Der schaut trutzig und mürrisch drein.

„Schaug du,“ redet sie ihm begütigend zu, „der sein' Seg'n so häufig af uns und unser' ganze Arbeit hat g'legt — den möchtest du jek' af oamnal niammer brauchen und tuast eahm beleidigen?! . . . Schaug, muast sie ja nit verachten, weil sie weniger hab'n als mir! . . . Muast koan' sein' Armut fürhalt'n . . . Schaug, was is der Mensch! af z'lest geht's allemal afs gleiche aus: der Reiche muast so guat unter die Erd'n wie der ärmste Bettler . . .“

„Dumm's G'redet!“ sagt der Müller unwillig. „Wenn mir amal g'storb'n seint, is es freilich ganz Würsch. Aber derweil mir leb'n, is es nit gleich, ob du was hast oder ob du nit hast! . . .“

„Na, lass'n mir's guat sein,“ entgegnet die Müllerin nachgiebig, „es kimmt eh dabei nit außer.“

Sie läßt den übelgelaunten Mann sitzen und geht in die Küche.

\* \* \*

Am folgenden Tag liegt über der Franzmühle eine unfreundliche Spannung.

Der Müller geht am Morgen in den Berg, wo seine Holzleute arbeiten. Das Gesinde, dem der ungemütliche Zwischenfall nicht entgangen war, hächelt ihn fleißig durch. Jetzt weiß man sich's zu reimen, wer es war, der übern Weg das Reissiggewinde mit dem „Grüß Gott“ gespannt. Daß dieser freundliche Willkomm nicht dem Müller, sondern wohl mehr seiner Tochter vermeint war, ließ sich ahnen.

Ob der Franzmüller nun sein Goldstückel noch verschenken hätte mögen? Einige Hämische warfen diese Frage auf . . .

Indes schafft die Müllerin mit der Lene in Haus und Küche und nach Mittag tritt sie ihre Wallfahrt an.

Der Himmel ist trübe verhängt; seit dem Morgen koste das Wetter, als wolle es sich noch besinnen, wie es den Tag beschließen solle.

Das schöne Wetter hat viele Wochen her ange-



halten und die Tage waren noch ungewöhnlich heiß. Die Luft war wohl nimmer ganz klar, sie schwamm wie feines graues Gewebe unter der Sonne, und nun hat sich der blaue Himmel über Nacht verdüstert.

Als die Franzmüllerin zwischen den herbstlichen Fluren und Wäldern über Tal und Höb' dahingeht und in das bergumkränzte Kanaltal niedersteigt, fallen schon schwere Tropfen vom Himmel. Und nach kurzer Zeit setzt der Regen munter ein.

Fürsorglich hat die Müllerin den Regenschirm mitgenommen, und so kommt sie gegen Abend unbeschadet nach Saifnitz, allwo sie nächtigt. Sie hofft, daß am nächsten Morgen das Wetter besser sein werde, aber der Regen hält die Nacht über an. Wallfahrerscharen, wie sie zu Marienagen aus dem Lande und angrenzenden Kronländern weit herkommen, prophezeien bis Mittag schön Wetter und treten zuversichtlich die Bergfahrt an zur Gnadenkirche, die an schönen Tagen in das Tal niedergrüßt, jetzt aber im strömenden Regen ganz und gar verhüllt ist.

Solchen Wallfahrern aus fernen Gegenden schließt sich die Franzmüllerin an. Auf dem ihr wohlbekanntem Bergpfad gehen sie durch den Graben, durch den der Luscharibach schon in kühnen Sprüngen und Stürzen niederwärts rauscht.

Den Franzmüller, der vom Vorabend her noch in verdrießlicher Stimmung war, hat der regnerische Tag nun auch noch verärgert. Seinen Leuten hat es in die Grummelarbeit geregnet, so daß sie im letzten Augenblick alles auf den Wiesen lassen mußten. Auch die Holzknechte haben die Arbeit eingestellt und haben sich in ihre Blochhütten verkrochen.

Nachmittags, als der Franzmüller allein in der Stube ist und gelangweilt in den Regentag hinaus schaut, denkt er einmal an seine Frau, die in diesem Wetter doch lieber hätte umkehren sollen, als die beschwerliche Wanderung auf den Luschari zu unternehmen.

Zu dieser verdrießlichen Stunde ist vor der Tür ein scharrendes Geräusch zu hören und dann tritt ein großgewachsener Bursch in die Stube und sagt, just nicht unhöflich, aber doch merklich kühl: „Grüß Gott!“

Der Müller brummt etwas; das konnte vielleicht der gleiche Gruß sein oder auch: „Hol' dich der . . . ! Freude macht ihm der Besuch nicht. Ein paar Augenblicke lang schaut er ihn unfreundlich an.

Der Bursch ist der Waldrainer-Flore, und einen ungünstigeren Zeitpunkt hätte er kaum wählen können. Er kam aber auch nicht her, um dem Müller eine besondere Freude zu bereiten, und so sind seine Worte, die er zu reden hat, weiter auch nicht sorgfältig ausgesucht.

Nach dem Grüß Gott und den gegenseitigen unfreundlichen Blicken sagt er gerade noch ein einfaches Wort zur Entschuldigung, daß er hergekommen. Und dann: der Franzmüller werde das Warum bereits erraten haben.

„Recht, daß da bist,“ sagt der Müller, „kannst es glei hör'n, was du wissen willst: du laß die Lene ihre Weg' geahn und kümmer' di nix um sie — das sag' i dir frei, damit di richten kannst danach! Und sonst glab' i nit, daß mir zwoa mit'nand' was z'reden hätt'n . . .“

„I glab' aber schon,“ erwidert der Bursch.

„Sooo?!“ sagt der Müller. „Also, nachdem nur heraus damit!“

„I bin schon der Mensch, der oaner Sach'n af'n Grund muaf geahn. Der Franzmüllner werd' g'wiß ein' Grund hab'n dazua, daß er mir glei die Tür vorn Kopf zuschlagt . . . Mücht' schon erjuachen, daß er mir's ins Gesicht sagt, was er haben tuat gegen mi . . .“

„Nou, nou, Bursch — nur nit gar so hitzig sein! So kannst mit deinesgleichen reden — verstehst mi! Dein' Tonart tuar i mir verbieten, das merkst dir! Und wenn du glabst: i muaf — da irrst di! Der Franzmüller muaf nit, wenn er nit mag; für den gibt's koan Muaf nit . . . Und was meine Gründ' und Ursachen seint gegen di — da drüber muaf i dir nit Red' und Antwort steh'n — oder glabst wohl?!“

Der Bursch ist nicht kleiner geworden über dieses stolze Reden; so grad aufrecht steht er da, so gelassen nimmt er die prohigen Worte hin und so offen schaut er dem ihm feindlichen Manne ins Angesicht, daß der Franzmüller zweifelt, ob er sich deutlich genug verständigt habe.

Der Flore hat nur ein bißchen die Achseln gesupft und die paar Wörtchen gesagt: „Wie der Franzmüllner will: Red' und Antwort steh'n oder — aa nit . . .“

„Ganz so, wie i will! Punktum!“ sagt der Müller, ohne die leise Anspielung an sein feiges Auskneifen herauszuhören.

Darauf wird dem Flore aber doch sein Blut ein wenig warm; er neigt seinen Kopf etwas zu dem hochmütigen Manne vor und redet in einem Ton, als wisse er Horcher in der Nähe: „Nachdem werd' es guat sein, wenn der Franzmüllner das, was er über die Waldroanerleut z' reden hat, 's nächst'mal a bißel weniger laut sagt als gestern am Abend.“

Noch unterm Sprechen zieht der Flore die Augen des Müllers mit einem bedeutsamen Blick nach der Tür hin.

„Ah so!“ nickt der Franzmüller. „Ja: der Lofer an der Wand . . .“

„Na, na! Das paßt nit!“ wehrt der Flore ab. „Hat niemand an der Wand steh'n gebraucht: der Franzmüllner hat so laut über mi und über mein' verstorb'nen Vater g'redet, daß es draußen in der Laub'n und in der Kuchel leicht zum hör'n war . . . Und heunt is koan Mensch im Haus, der nit wisset, was es gestern gegeben hat . . .“

„Also! Nachdem woafst es ja!“ Der Müller ärgert sich über die Schwachhaftigkeit seiner Dienstboten.

„Ja,“ antwortet der Flore, „i woaf es. Aber i



hab' es nit glaub'n mög'n, daß der Franzmüller so was jagen kann: daß er uns wie ane Verbrecher ausschrei'n tuat und uns verachtet wie a schlecht's G'hindel . . . I kann es nit sag'n, ob mei Vater schuldig oder unschuldig is; selmals hab' i von allem nix versteh'n können . . . Aber die Muatter tuat es wissen: unter Eid hätt' sie's sag'n können, daß der Vater um die Zeit, wie 's Feuer aufgangen is, bei ihn in der Stub'n is g'sessen und eine Schaffaub'n hat geschnitten . . . Ja, grad vom Franzmüller hätt' i's gar nit geglaubt, daß er nach mehr als zwanz'g Jahr' unser Unglück wieder auffrischen muaf . . . I bedant' mi recht schön — und nix für unguat . . .“

An der Tür seht der Flore den Hut, den er vor dem Franzmüller abgenommen hatte, auf und sagt: „Hiat Gott“ und geht hinaus wie einer, dem ein tief schmerzendes Unrecht geschehen ist.

Er schaut nicht rechts und nicht links, so geht er durch die Hauslaube. Auf den Stufen der Stiege, die nach dem Oberstock führt, steht mit Tränen in den Augen die Lene. Sie hat die harten Worte ihres Vaters herausgehört und die Rechtfertigung Flores vernommen. Jetzt beginnen die heißen Zährelein zu rieseln.

„Flore . . .“

Vielleicht wär's ihm ein goldiger Schimmer gewesen in seiner hoffnungslosen Traurigkeit.

Doch er hat die Lene nicht bemerkt und ihr gedämpfter Ruf drang nimmer an sein Ohr.

In den rauschenden Regen tritt er hinaus und geht über den Hof, wo ihm das Wasser in Hunderten Gerinseln unter den Füßen hindurchläuft, an den Ställen vorbei, wo die Ketten der Tiere rasseln, an den vollgefüllten Scheunen und Speichern nach rückwärts hinaus und den Fußsteig über den Mühlbühel hinauf.

Er überhört fast das Geschmetter, das den grell aufblommenden Blitzen nachfolgt, und er kümmert sich kaum um den heftigen Regen, der, vom Wind gepeitscht, auf ihn niederprasselt.

In Träumen halb und bedrückender Trauer geht er über den Bühel quer hin, seiner auf abschüssiger Bergmatte gelegenen Behausung zu.

Als er das schützende Heim erreicht, ist an ihm kein Faden mehr trocken.

5.

Tag und Nacht rauscht der Regen aus dem unermesslichen Gewölke, das sich nimmer lichten will. Das Wasser stürzt von Berg und Hang, jeder Weg wird zum Gerinne, zum Bach, überall gurgelt, rauscht und braust es. Die Wasser strömen ins Uferlose, sie wühlen sich in den Grund, überstürzen sich in jähen Gefälle, springen gischtend empor und branden um große Felsenklöbe, die sie aus den Bergen hervorgewälzt.

Im Tal vermag der Fluß diese ungeheuren Wassermengen nimmer zu halten; auf hochgehender Flut jagt er sie dahin, den Ueberschuß nach allen Seiten ausspreiend. Dabei zerreißt er die Böschungen und wütet und lärmt, daß es bis auf die Bergmatten

hinauf zu vernehmen ist. Was sind die Stimmen der aufgeregten und aufgeschreckten Menschlein gegen dieses Brüllen und Donnern der entfesselten Wasser — sie ersticken wie der Schrei des Vögels im Winde. Und die Blitze springen aus dem dräuenden Wolkengebirge hervor, in dem die Donner rollen, daß Himmel und Erde erbeben.

So ist es am dritten Tage des Unwetters, am Sonntag Namen Maria. Die Leute gehen nimmer zur Kirche, müssen sie doch ringsum arbeiten schier über alle menschliche Kraft an der Bekämpfung des wilden Wassers, das ihnen alles zu verderben droht.

Auf der Franzmühle steht es schlimm. Die Mulde, in die das Anwesen so lieblich hineingebettet ist, kann so leicht zum See werden, wenn der immerzu ungestümer werdende Bach die Wasser nimmer zu halten vermag!

Das ist ihnen auf der Franzmühle klar. Und sie bauen einen Damm, dort, wo der aus dem Talgraben hervorbrechende Bach gegen die Mulde zu eine Kehre macht. Dort, an dieser Stelle, lauert die Gefahr, zum Sprung bereit.

Der Damm ist fest und stark; nach menschlicher Voraussicht wird er dem Wasser standhalten; ein paar Knechte behalten ihn im Auge; andere stehen mit langen Haken, Spießen und Tauen oberhalb der Kehre und fangen die herantreibenden Hölzer vorzeitig ab. Die wären dem Damm gefährlicher als die Wasserflut! . . .

Der Franzmüller hat mittags noch einen Bissen im Mund, da tritt der Knecht Hans herein und erstattet einen Bericht: „'s Wasser werd' alleweil schiachter,“ sagt er, und dabei ist er schon voll Aufregung und von Angst geplackt; „und der Reg'n laßt nix nach — er werd' no alleweil irger. 's Sagwerk steht schon über die Schneidbrücken unter Wasser — und wie dir das arbatet: wie der Teufel! Wenn's uns den Damm zerreißt, — aus 'n Haus gab's toa Aufgekemmen niammer! Von die hintern Mühl'n tragt's ganze Berg' Holz außer. Af die Almen tuat's g'statt'n regnen schneib'n und hinten im Grab'n geah'n die Lahnen (Lawinen) nieder, daß es bis außer hörst dunnern . . .“

„Die Leut von Grab'n drinnet verzähnt, daß es das Holz glei tristenweiß schmeißen tuat und die Muhr'n rutschen bis in den Bach eine (hinein). Die Kobelkeuschen hat a Lahn über die Leitern abegebraht.

„Im Tal brunten laßt 's Wasser ba die Fenster aus und ein. So weit hinschaugst, is all's oana (ein) See. Wie sie verzähnt, seint schon anige Brücken hin, und drauß'n ba der Klaus'n soll's die Straßen z'rissen hab'n — koan Mensch kann talaus und eina (herein) aa koaner mehr.

„Unser Bach muaf niammer weiterkönnen: er schnellt si, und das Wasser kimmt mangari wieder hinter, bergauf . . .“

Der Franzmüller steht vom Tisch auf, sein Essen schmeckt ihm nimmer. Bleich ist sein Gesicht, das sonst so rote, und seine Augen starren groß hinaus in das Unwetter.



„Die Müllerin hätt' hinterklemmen soll'n, heunt,“ redet er besorgt.

„Die Post kimmt seit gestern niz mehr ins Tal,“ bemerkt der Hans. „'s Wasser soll überall so schiach hauen.“

Der Müller hat sich einen dicken Lobenrock angezogen und den Hut aufgesetzt. Kaum ganz fertig ist er damit, tritt ein zweiter Knecht herein; seine



Sie stürmen hinaus, die drei Männer, gerade daß einer den andern nicht überrennt.

triefenden Kleider setzen große Ladden ab und sein Angezicht ist vom Regen bespritzt.

„Al's macht's uns hin!“ berichtet er schreiend: „'s Sagwerk hebt es . . . Der Damm fangt zum Krachen an . . . 's Viech muuß aus 'm Stall! . . .“

Sie stürmen hinaus, die drei Männer, gerade daß einer den andern nicht überrennt.

Der Müller wirft die schwere Haustür krachend ins Schloß.

Das Bild draußen ist wüßt. Der lange Holzbau des Sägewerkes — bisher selbst eine Schutzwehr gegen den Bach — kommt ins Wanken. Die Balkenknarren und Knirschen, die Holzwände stöhnen unter dem Druck des Wassers. So oft ein heransausendes Bloch das Gebälke trifft, donnert es wie ein Schuß aus schwerem Geschütz.

Was ist die armselige Menschenkraft gegen die elementare Kraft der Natur!

Da wirken Tausende Gewalten in eins zusammen, und das Menschenwerk zerbricht, zersplittert und zerfließt in nichts.

„'s Viech!“

Ein einziger wilder Schrei durch den Lärm der brüllenden Flut.

Der Franzmüller reißt die Stalltüren auf.

Die Leute rennen wie sinnlos durcheinander; überall wollen sie helfen und wissen doch nicht, wo sie zuerst sollen angreifen. Aber sie schreien, sie schreien entsetzlich . . .

Jetzt ein dumpfes Murren. Dann ein Krach, kurz wie ein Donnerschlag, daß die Luft nachzittert und der Boden erbebt. Das Sägewerk stürzt in sich ein.

Die Trümmer, die Balken, die Bretter und Sparren stauen den Bach. Das Wasser schießt wie ein Pfeil über den Hof.

Niemand mag mehr helfen. In wilder Flucht, schreiend stürzen sie davon, über den Hang hinan auf den Bühel.

Der Franzmüller schreit wie wahnsinnig  
Sein Vieh, sein schönes Vieh! . . .

Er will aus dem Stall nicht heraus. Er zerrt an den Anhängketten der Krippen und gebärdet sich wie tobsüchtig.

„Roan Hilf' is mehr!“ schreit der Knecht Hans.  
„Aufse, Müllner, aufse!“

Wie ein Drachengeheuer kommt die Flut heran. Immer mehr wachsend, immer wilder rauschend und brüllend.

„Mir dersaufen!“

Und zwei von den beherzteren Knechten packen den Müller.

„Aufse! Mir dersaufen!“

Sie reißen ihn aus dem Stall und schleifen ihn durch das Wasser davon.

Auf dem Bühel oben stehen die Leute, Schutz suchend unter den triefenden Waldbäumen; ihre Gesichter sind schreckverzerrt, so starren sie in das grauliche Treiben des wilden Wassers da unten.

Die Mägde ringen die Hände; sie wimmern und weinen. Die Männer schauen finster und trübsig. Wohl gar, daß einer flucht. Nichts war ihr Mühen, ihr heißes Arbeiten und Ringen. In zügelloser Wut wirft sich das Wasser über alles her.

Der Franzmüller schreit und tobt; er will nochmal hinunter.

„Mein Viech! Meine Sachen! . . .“

Es bricht der Damm . . . Schwere Blochhölzer kommen im Sturz daher; das Wasser schleudert sie gegen die Mauern des Hauses, als wären sie leicht wie Späne.

Jetzt reißt es den Franzmüller nieder.

„Aus is!“ schreit er. „Hin is alles!“

Unter einer zottigen Fichte kauert er am Hang und schaut dem Wasser zu, wie es ihm ein Stück ums andere seines stolzen Besitzes vernichtet.

Und dann lacht er — nein, es ist ein grimmiger Schrei voll Weh und Wut: dieses vermaledeite Wasser — wie es wütet! Wie es die Hölzer an die Mauern wirft! . . . Und die Leute stehen da mit leeren Händen und können nicht helfen.

Und dem Franzmüller selber zittern die Füße, daß er nicht aufrecht stehen kann.

„In Gott'snam,“ sagt er ergrimmt. „Der Bach hat sie reich g'macht, die Franzmüllner — heunt macht er sie arm . . .“



Der Knecht Hans hört es und tut einen schweren Schnauf.

„Mir müassen 'was toan,“ sagt er.

Die Kameraden schauen ihn zweifelvoll an.

„Zwenigstens dös gröbste Holz ableit'n . . . Die schwaar'n Blöcher sößen die Mauern ein!“

„Ane (einige) Zepin' und Hacken müass'n mir hab'n dazua,“ antwortet einer.

Ein anderer rät, die Holzknechte zur Hilfe zu holen, die haben auch das nötige Werkzeug.

In die Leute kommt wieder neuer Mut, frische Hoffnung: es muß sich ja etwas tun lassen!

Die glatten Sägehölzer, die durch ihr Anprallen dem inmitten der strudelnden Wasser stehenden Wohnhaus immer gefährlicher werden, wollen sie nach einer andern Richtung abtreiben.

Zwei der jüngern Knechte mit ihren sinken Beinen müssen zu den Holzknechtsütten in den Berg hinauf.

Zu dieser Stunde gibt es neuen Schrecken; im Glockentürmchen auf dem Dachfirst hebt das Glöcklein zu läuten an. Hart und schrill klingt sein Ton.

Da schreien die Mädchen: „Jesus — Maria!“ Und die Männer schauen sich an: Was ist das?

Der Knecht Hans kennt die Einrichtung des Läutewerkes. Und jetzt ist er erbleicht.

„'s Wasser,“ sagt er, „kann dös nit machen. 's Treibwerk is nix eing'schaltet . . .“

„Nachdem is oans im Haus!“ sagt der Müller aufgeregt. „Wo is die Lene? . . .“

„Die Lene is nix da,“ antwortet jemand.

Und sie starren über das rauschende Wasser zu den Fenstern; da wird eines hastig aufgerissen und die Lene ruft herüber und streckt die Arme aus. Aber ihr Ruf ist nicht zu hören im Lärmen der Wasser, im Anprallen der Blochhölzer und im Niederrauschen des Regens.

Niemand kann sich vorstellen, wie ihr zu helfen sei.

Erregte Vorwürfe werden laut: wie sie nur so lang im Haus konnte bleiben; ob sie denn geschlafen habe? Jetzt ist sie mitten im Wasser gefangen . . .

Man sinnt auf Mittel. Die Mädchen laufen in die auf der Bergmatte verstreuten Häuser und berichten von der Not auf der Franzmühle.

Indessen kommen schon einige von den Holzknechten, die für den Franzmüller jahraus jahrein arbeiten, im Lauffschritt daher. Sie bringen Hacken und Zepine, Sägen und Seile. Es sind beherzte Männer dabei. Als sie aber hineinschauen in die kochende Flut, die rings das Haus umbrandet, da fällt ihnen alle Beherztheit hinunter: O Satra! Und sie krauen sich hinterm Ohr.

„Da is koa Drüberkemma,“ sagt einer dumpf murrend. „Nit mögll!“

Und ein anderer: „A Floß bau'n — nußt aa nix, bringt's koaner über dös Wasser . . .“

„Grad umeslag'n müasset oaner können,“ sagt ein dritter, „anders kumt i mir's nit fürstell'n!“

„Ein' Steg umeschlag'n,“ meint ein Knecht.

„Probier's!“ ruft ihm einer zu, „wennst es z'weg'n bringst! . . . Der längste Bam reicht nit bis zum

Haus ume . . . In der Luft bleibt er dir nit hängen, der Steg.“

Derweilen sie so hin und her reden und keinen Ausweg sehen, kommt über die Bergmatte her der Waldrainerjohn. Auch zu ihm ist die Kunde gedrungen von dem so unerwartet jäh über die Franzmühle hereingebrochenem Unglück.

„Was steht's müäßig da und schaugt's zua!“ sagt er. Aber er erschrickt, als er die graufige Verwüstung überschaut.

„Also!“ sagt gleich einer hämisch, der Flores Verlegenheit bemerkt hat; „schaug nur lei schwind, daß da drüber kimmst!“

„Ueber das Wasser kimmt koaner!“ sagt der Flore. Dieses furchtbare Hindernis gibt ihm einen Augenblick zu denken.

Im Fenster sieht er jetzt die Lene, und da ist ihm, als verliere er den Boden unter sich. Doch nur eine Sekunde lang, dann schreit er's über die Leute hin: „Bam umschneid'n!“

Nachträglich ist es ihm unerklärlich, woher ihm so plötzlich dieser Gedanke gekommen ist. Er muß es nochmals rufen: „Bam umschneid'n!“

Sie verstehen ihn auch jetzt kaum, was er damit wolle.

„Die größten Feichten mit senere buscheten Wispeln und mit die zotteten Nest,“ ruft er ihnen zu, und schon ergreift er eine der Bandsägen.

Und jetzt verstehen ihn die Leute schon halb.

„Ob's nix schad' is um die schean Feichten?“ meint einer von den herzugekommenen Bauern.

Aber die Holzknechte steigen mit dem Flore schon am Hang hinunter zu den mächtigen Fichten, an deren riesige Wurzeln die immerzu wachsende Flut schon emporgreift.

Unmöglich wäre das nicht, denkt einer und der andere, was der Flore im Sinne hat: mit den riesigen Waldbäumen will er das Wasser hemmen, schwellen und ihm einen andern Lauf geben; vom Hause ableiten.

Mit ein paar dürftigen Worten hat ihnen Flore das verständlich gemacht.

Eine wahnwitzige Arbeit! Vielleicht eine vergebliche!

Aber der Waldrainerjohn mit seinem gescheiten Kopf und seinem zähen Willen sagt nur: der muß dorthin zu liegen kommen und der muß dahin fallen und einer so ungefümt hinter den andern, daß das Wasser keine Zeit und keine Kraft dazu findet, anzugreifen.

Dann rauschen die Sägen.

Als sich der erste Baum zum Sturze neigt, ein Erschütterndes durch den fallenden Niesen stöhnt, der Wispel schwirrend und pfeifend die Luft durchschneidet und die Aeste, riesigen Fängen gleich, weitausgreifend, in das Wasser schlägt, daß die Flut haushoch in die Luft verspritzt und im gleichen Augenblick wie erschreckt zurückweicht — da blizt es in den Augen der Männer. Haben sie nicht jeder das gleiche gedacht? So geht's!



Und es schwirrt wieder durch die schwere Luft: es stürzt der zweite.

Der Franzmüller hätte zu anderer Zeit einen totgeschlagen, der ihm einen dieser stolzen Bäume gefällt hätte. Jetzt schaut er dieser wahnwitzigen Vernichtung stumm zu. Er begreift es noch nicht, aber doch ahnt ihm eine Hoffnung.

Und die Sägen rauschen weiter. Die langstieligen Aeste fallen in taktmäßigen Schlägen an die Stämme: mächtig und zielsicher. Beim fünften das erschütternde Stöhnen, beim sechsten der Sturz. Sie kommen nebeneinander und wieder übereinander zu liegen. Sie müssen immer an die Stelle fallen, die ihnen von den Meistern vorbestimmt ist. Das geht völlig nach einem ehernen Gesetz.

Dann liegen die Baumriesen hingestreckt, als hätten Sturmwind oder Lawine einen Waldstrich niedergelegt.

Die heranstürmende Wasserflut springt an dem Bollwerk hinan; sie will hindurch, sie will drüber hinweg. Doch sie zerschellt und verspritzt. Der Damm liegt schräg zum Hause hin, dort findet er eine Stütze an der Mauer. Die Hunderte Fangarme der Aeste halten ihn sicher verankert. Die wilde Flut bricht ihre Kraft daran; das Wasser wird schräg hin abgetrieben.

Die kühnen Männer atmen auf, ihre heißen Gesichter erhellen sich.

Vorher war das Wasser nahe an den Fenstern des Stockwerkes. Jeder stürzende Baum hat es an der weißen Mauer tiefer heruntergerissen. Was jetzt der Damm durchsichern läßt, bleibt immerhin noch ein ansehnlicher Bach.

Jetzt schwinden die Zweifel: ein Steg läßt sich bauen.

An der Sicherung des Notdammes muß noch gearbeitet werden. Dann rammen sie die Pfähle ein und setzen ein Joch auf. Klinte Krähbe schlagen zwei Stämmen die Aeste ab. Dann bauen sie über das Joch den Steg zum offenen Fenster des Stockwerkes.

Untendurch grollt das überlistete Wasser. Flore hat seine Stiefel abgestreift. „Schaugt's, daß nix g'schiacht da dort'n!“ ruft er gegen den Damm.

Dann schreitet er über den schwanken Steg wie ein Seilläufer.

Die Mädchen legen die Hände an die Augen oder wenden sich bange abseits.

Es ist geglückt. Der Flore steigt zum Fenster hinein.

Den von der heißen Arbeit verschnaufenden Männern fällt abermals ein Schweres vom Herzen.

„Er dermacht's! . . . Gott sei Dank!“

Der Franzmüller steht wie versteinert da; nur in seinem Gesichte zuckt und fiebert es: das ist die Erregung.

Der Knecht Hans kommt ihm ganz nahe.

„Da muaßt schon Sö sag'n!“ jauchzt er fast. „Den Damm da dort'n, den hätt' d'r koaner g'macht! . . .“

„Wen waar dös eing'fall'n?! . . . 's Wasser waar hellig bis z'm Dach gekemmen und — firjagga! — die Lene hätt' a schiaches End' könn' nehmen!“

Der Franzmüller gibt keine Antwort. Entgeistert steht er da und stützt sich an den regentriefenden Baum und starrt hinüber zu dem offenen Fenster.

Flore steigt heraus und prüft den Steg. Dann nimmt er die Lene auf den Rücken; sie legt ihm die Arme über die Schultern und so trägt er sie auf den schwingenden Stämmen des Steges herüber.

Ein Greis, gestützt auf seinen Stock, steht da, der hat Wasser in den Augen.

„Bergelt' dir's Gott tausendmal!“ ruft er hinaus. „Bergelt' dir's Gott, Bursch, dös hast brav g'macht — der Herrgott wird dir's g'segnen!“

Flore läßt das Mädchen sorgsam vom Rücken gleiten.

„Guat is g'gangen,“ sagt er froh und freudig. Und greift dabei nach seinen Stiefeln, die ihm einer entgegenhält. Durchnäßt ist er von Schweiß und Regen, seine Kleider sind schwer, und nun will es ihn schütteln. So wahnwitzig hat ja doch keiner gearbeitet wie er. Jetzt spürt er's. Die Leute umdrängen ihn; mancher will ihm ein anerkennendes Wort sagen. Er hält nicht stand. Weil er mit den nassen Füßen nimmer in die Stiefel kommt,



Flore trägt sie auf den schwingenden Stämmen des Steges herüber.

trägt er sie in der Hand und geht davon. Abseits hält ihn der Knecht Hans noch auf.

„Jas' schaug', daß glei' a trockne Klust a'n Leib kriagst!“ mahnt er. „Bedaufen tua mi i derweil für'n Müllner . . . Der werd' dir aa no danken — du hast dir heunt was verdiant! . . . Und ias' mach', daß hoamkimmst, di beutelt's — es kumt leicht g'fahlt sein!“



„Wenn er ein' Unterstand braucht — sag's eahm, Hans — bei uns is Platz . . . Alle könnt's ös kemmen — sag's eahm, Hans . . .“  
 „Z werd' eahm's ausrichten . . . Guate Nacht, Flore.“

„Guate Nacht, Hans.“

Der Flore beginnt zu laufen. Es fällt ihm dabei ein, daß die Lene vor Angst und Aufregung kein Wort zu reden vermochte. Nur seinen Arm hat sie ihm gedrückt und ihre Augen haben ihn so merkwürdig angesehen, daß er jetzt noch immer diesen Blick vor sich sieht: ein Gemisch von Trauer und Freude, von heißer Liebe und frohem Hoffen . . .

Fiebernd und ohne Obdach steht der Franzmüller unter den Bäumen und es ist schon Abend. Die Nachbarn haben ihn ihres Mitleids versichert, aber keiner hat ihn gefragt, ob er schon einen Unterstand habe. Vielleicht haben sie in der Aufregtheit nicht daran gedacht; oder vielleicht hat einer und der andere auch gemeint, sein bescheidenes Dach wäre zu wenig gut für den Franzmüller, den Herrenbauer . . .

Beim Waldrainer wäre Unterkunft, richtet der Hans aus.

Da fährt ihn der Franzmüller wütend an: „Brauch' toane — hat mir niemand oane angetrag'n — i bleib' da!“

Der Hans schüttelt den Kopf. „Dös geht nit,“ sagt er, „und nußen tuat's aa nix mehr, das Dasteh'n. Z' helfen is iat' amal nix mehr!“

Der Müller schaut eine Weile verzweifelt zu seinem Hause hinüber.

„Das verfluchte Wetter!“ schilt er, „nix laßt es nach! . . . Wenn der Damm nit haltet, holt 's ganze Haus no der Teufel!“

Die Lene steht zitternd an der Seite ihres Vaters und traut sich nicht zu sagen, daß er doch dem Knecht Hans folgen möge; die Waldrainerin wolle ihnen gern in der Not beistehen.

„Was unmöglich is, das kann niand möglich machen,“ redet der Hans in seinen Herrn hinein. „Ist' ba der Nacht is da nix mehr z' richten — ob mir dasteh'n bleib'n oder uns niederleg'n: z' helfen is nix mehr. Und alle seint mir aa schon müad z'm Umsink'n . . .“

Der Müller atmet tief: er, der Reiche, steht jetzt plötzlich da und hat kein eigen Dach. Zu den Waldrainerleuten soll er? . . . Nein, nein, das bringt er doch nicht zusammen.

„D'ös (Zhr) geht's,“ sagt er, „i bleib' da — ja, laßt's mi nur da . . .“

Es schüttelt ihn und er sinkt zusammen.

Im Fieber tragen sie ihn über die Bergmatte in das Waldrainerhaus.

6.

Diesem Unglückstage war eine Nacht gefolgt, deren Schrecken sich kein Mensch hätte ausdenken mögen.

Die sie durchlebt haben, müssen die Schauer bis an ihr Lebensende noch fühlen, wenn sie an diese furchtbaren Stunden der Not denken, in denen ihnen

ihr Hab und Gut, ihre Heimstätten von der wilden Wasserflut zerstört wurde.

Was ihn und Urahn in Arbeitsleiß und -schweiß erworben, in Lieb' und Treu' von Geschlecht auf Geschlecht vererbt; was vor wenigen Tagen erst ein gesegnetes Erntejahr noch an Schätzen gebracht: es war völlig dahin.

Die Spuren dieser grausigen Winternacht werden noch kommenden Geschlechtern ihre Schrecken einflößen.

Was das Wasser verschonte, das verwüstete der Sturm, der die Wälder fällte, das schützende Dach zerriss und das Drachengeschlecht der Lawinen weckte.

Die Franzmühle hat es arg hergenommen. Sägewerk und Wirtschaftsgebäude waren zerrissen, zertrümmert; die großen Holzvorräte von der Flut fortgeschwemmt, das Vieh in den Ställen zugrunde gegangen.

Von überallher kamen Unglücksbotschaften. Auch im Tal hat das Wasser furchtbare Verwüstungen angerichtet: Straßen und Wege abgerissen, Brücken fortgeschwemmt; Häuser sind eingestürzt, Menschen und Tiere ums Leben gekommen . . .

Im Pfarrhof des Dorfes liegt ein Mensch im Sterben. Aus dem Wasser hat man ihn gezogen, nachdem er die ganze Nacht an einem Baume festgeklammert hing und nach Hilfe rief. Die Kleider sind ihm in Fetzen vom Leib gerissen, seine Glieder zerstampft und zerstoßen und sein Angesicht verrät noch, welche Schrecken er erlebt in den letzten Stunden.

Der Mann ist ein Landstreicher, den das Wasser in einer Heuhütte, in der er sich ein Nachtlager gesucht, überrascht hat.

Der Sterbende hat ein seltsames Anliegen geäußert: der Waldrainerin fragte er nach, ob sie noch lebe. Sie möge so barmherzig sein und zu ihm kommen, er habe mit ihr zu reden, bevor er aus dieser Welt scheide.

Der alte Herr Pfarrer, ein liebevoller Mann, erfüllte gern diesen letzten Wunsch.

Als die Waldrainerin zu dem fremden Bettelmann geführt wird, tut sie verwundert.

Doch der Bettelmann sagt: „Gel' du — du erkennst mi niammer — mi! . . . Hast mi ja nia nix mög'n leiden — is dir lei alleweil der andere liaber g'west wiar i . . .“

Die Waldrainerin tut einen leisen Schrei: „Maria! . . . Wer bist denn — der Peter 'leicht?! . . .“

Der Mann nickt. „Der Peter — ja — der Peter bin i . . .“

Die Waldrainerin faltet die Hände. „Mein Gott — du mein liaber Gott! . . .“

Der Peter merkt es nun wohl, wie sich die Waldrainerin entsetzt über ihn.

„Gel' du,“ sagt er, „i bin niammer zum erkennen, i?! . . . Ja, du mein' Liabe: mi hat es berwischt! Die Straf' Gottes, sag' i dir, die hat mi verreichet! . . . Schiach hat es mi zuag'richtet, das Wasser — huul! . . . Das is a Nacht g'west . . .“

Den Bettelmann schüttelt es grausig.



„Iah' geht's aufs End' mit mir . . . Ja, meine Lieb'n, iah' werd's gar . . . I will meine Sünden bekennen . . .“

Tief und schwer holt er den Atem heraus: es geht ihm schlecht. Die Leute, die mit dem Pfarrer am Bett des Sterbenden stehen, meinen: Jetzt löscht er aus.

Doch er kommt wieder zu sich: „A schwaare Sünd' hab' i af mi g'laden . . . Lang hab' i sie umeinandergetrag'n . . . Aber wieder hat sie mi hergetrieb'n, wo i sie begangen hab', die Sünd' . . . Oder nit? Haa? . . . Gelt's, Leut, es gibt was? . . . Ja, es muaf schon decht 'was geb'n . . . Wie wär's anderster möglic, daß mi grad da, wo i die Schlechtigkeit hab' ang'stellt, das Gottesgericht



„A schwere Sünd' hab' i af mi g'laden . . .“

berreicht hat! . . . Und wia! Und wia! . . . A Feuer is die Sünd' g'west — und die Gottesstraf war das Wasser . . .“

Die Waldrainerin erschrickt: „Um Gottes Christi! . . .“ Dann setzt ihr der Herzschlag aus.

Und der Bettelmann spricht weiter: „Gel', du, iah' fällt dir 'was ein! . . . Wie ent's Haus is abgebrennt . . . Dreiazwoanz'g Jahr' is es — gel', du: i hab' mir 's guat demirkt (gemerkt)!“

Jetzt weiß sie es: „Jesus — Maria!“ sagt sie. „Du hast es getan?! — Sag's, Peter, sag's . . .“

„Verzeih' mir's der Herrgott,“ antwortet er müde und die Augen gehen ihm langsam zu. Er strengt sich aber an und kommt nochmals zum reden: „Du — du — Waldraan'r'in — tua mir's du aa — tua mir's du aa verzeih'n — i — ja — i hab' an'g'hazt . . .“

Der Bettelmann will jetzt doch in den ewigen Schlaf versinken.

Der Pfarrer labt ihn mit belebender Flüssigkeit.

„Zwegen was?“ schreit die Waldrainerin außer sich. „Neb', Peter — ved'! Zwegen was hast das getan?“

Der Peter bleibt still. Er antwortet nicht, er macht keine Anstrengung mehr. Doch es ist noch Leben in ihm.

„Das muaf er noch sag'n!“ jammert die Waldrainerin. „Herr Pfarrer, das muaf er noch sag'n, w'rum er uns in dös Unglück hat gebracht! . . .“

Der Pfarrer tröstet die Frau: „Waldrainerin, seid zufrieden. Alles geht nach dem Willen des Herrn. Ist es notwendig, zu erfahren, warum er es getan hat, dann wird der Sterbende den Mund nochmals öffnen. Ist es überflüssig, dann ist der Wille des Herrn geschehen und der Mensch soll darüber hinaus nicht forschen.“

Der Pfarrer neigt sich zu dem reumütigen Sünder herab . . . „Der andere ist dir alleweil lieber gewesen“ . . . Dem Pfarrer summen diese Worte durch den Sinn und dabei muß er denken: das Unglück der Waldrainerleute wird einen Zusammenhang damit haben . . . Ach ja, diese Todsünden: sie sind einmal nimmer aus der Welt zu schaffen! War es hier der Neid? . . .

„Der Herr verleihe' ihm die ewige Ruh,“ sagt der Pfarrer ernst. „Er ist verschieden.“

Der Waldrainerin fließen die heißen Zährelein über die faltigen Wangen herunter.

„I verzeih' eahm — i verzeih' eahm!“ sagt sie erschütterter. „Weil er's nur g'sagt hat, daß es er getan hat . . . Weil er nur grad das noch hat jag'n mög'n . . .“

Und sie bedeckt ihr Gesicht mit beiden Händen und weint hell laut.

7.

Vier Tage und ebensovielle Nächte lang haben die Wasser niedergerauscht. Hinter düsterem Gewölke haben die Donner gemurrt, zuweilen aufgebrüllt oder ihrem Zorn auch schmetternd und krachend Luft gemacht. Geheult haben die Stürme in grausigen Tönen und die Blitze ihre feurigen Speere geschleudert. Es war eine Sinfonie voll brutaler Dissonanzen.

Und dann war es still. So still, daß die geängstigten Menschlein, die in den Behausungen Zuflucht gesucht, mit Verwunderung nach außen horchten und aus ihren Gehäusen lugten. Da lachte sie ein blauendes Firmament an, die Sonne strahlte einen märchenhaften Glanz aus und die Erde war schon lange nimmer so pudzig sauber wie nach diesem fürchterlichen Kehraus, den die Elemente in bacchantischer Lust gehalten . . .

Auch im Waldrainerhause droben hielten sie Auslug. Im Gezweige des alten Birnbaumes vor den Fenstern saß ein Rotkröpsel und sang herzinnig sein kleines Lied.

Die Waldrainerin tat eben ein Fenster auf, und als das warme Sonnenlicht in die Stube fiel, sagte sie: „Lang hat uns koa Sunna mehr g'scheint — aber iah' scheint sie uns wieder.“



Und solches war in dem Stübchen, in das sie an jenem Abend den Franzmüller in seinem Fieber gebracht haben.

„Ja, Nachbarin,“ antwortete der Müller, „merkwürdig genuag geht es im Leben zua: mir hat die Sunna schier alleweil g'scheint. . . Aber iah' — iaha is es af oamal finster wor'n: iah' is das Unglück gekemmen. . .“

Recht müde ging er zum offenen Fenster. In seinem Gesichte suchte es, als wolle jeden Augenblick sein Schmerz wieder hervorbrechen gleich dem wilden Bach.

„Ja, so is es halt im Menschenleb'n,“ meinte die Waldrainerin in ihrem schlichten Sinne; „wie du sagst: aktrat wie mit'n Wetter: 's oanemal scheint die Sunna und 's andermal hängen die schwarzen Wolken am Himmel. . . Muast nix verzag'n, Müllner, dir werd' die Sunna scho aa wieder scheinen.“

Und dann erzählte sie ihm von dem Bettelmann im Pfarrhof, von seinem erschrecklichen Ende und dem Geständnis. Der Herr Pfarrer habe alles genau aufgeschrieben und dies komme nun zu Gericht, das ihren Mann unschuldigerweise verurteilt habe.

„Schang', Müllner,“ sagte sie, „das Unglück hat enk hart hoangefuacht. 's Wasser hat dir ein' großen Schaden ang'richtet an dein' Haus und deine' Sachen. . . Ja, es werd' mangari lang brauchen, eht wieder alles af eb'n und gleich bringst. Aber es is alleweil no m'glich — es is no möglich, daß d' es z'weg'n bringst! . . . Aber ein' Menschen, der oamal tot is, den bringst niammer zum Leb'n und wenn sie eahm iah' aa hundert und tausendmal seine Rechtschaffenheit verbriafen toan. . . Unschuldigerweis' hat er müassen leiden und die Kümmernis hat eahm umgebracht. . . Und 's Leb'n kann eahm koaner mehr hintergeb'n. . . So is es halt. Und das Unglück hat uns getroffen. . . O du mein liaber Gott: was is das für a harte Zeit g'west! . . . Aber 's Leben is weitergegangen und i hab' es niemand können sag'n, wia schwaar als i's getragen hab'. . . Aber er hat uns decht nit in Stich g'lassen, unser Herrgott. . .“

Der Franzmüller nickte. Jetzt konnte er auf einmal nicht reden, aber es gingen ihm allerlei Gedanken erinnernd durch den Kopf. Von menschlichem Erbarmen hat er nie viel wissen wollen; nun aber, da ihn selbst das Unglück aus seinen Himmeln gestürzt, schmolz ihm doch ein wenig ab von der Härte seines Gemütes. Halb erfaßte er schon das so lang ertragene Leid der Waldrainerin, die ihre grobe Schürze an die nassen Augen drückte und still weinend hinausging.

Der Franzmüller stand noch eine Weile sinnend am Fenster und redete halb laut zu sich: „Der Herrgott — sagt sie — hat sie nit in Stich g'lassen. . . Ja, der Herrgott, der Herrgott. . . Warum hat er aber den unschuldigen Waldrainer einsperr'n und den Lumpen so lang' in der Welt umeinanderlassen lassen? . . . Hm. . . Ja, das is merkwürdi. . .“

Aber es werd' wohl aa seine Gründ' g'habt hab'n. . . Aber hoamgezahlt hat er eahm's iaha, dem Peter. . . Dem hat er's abgekehrt! . . .“

Es geht ihm verwunderlich im Kopf herum, wenn er so über sein Leben und Tun nachsinnt, der Franz-



Und nun fragte ihn das Gewissen: Franzmüller, war das recht?

müller! Er vernimmt Anklagen in sich, die ihn mancherlei beschuldigen, wie etwa: daß er stolz und hochmütig war und zuweilen gar recht hart gegen einen und den andern seiner geringeren Nachbarn, die er manchmal, wenn sie die Not gezwungen, ein Feld oder einen Wald zu verkaufen, ganz unnachbarlich gedrückt und geklemmt hat. Und nun fragte ihn das Gewissen: Franzmüller, war das recht? . . . Und dem Anderle, dem kleinen Bäuerle im Graben drinnen, hast du, weil er dir die schuldigen dreißig Gulden zum Termin nicht erstatten konnte, seine einzige Kuh gepfändet, und diese Kuh war wenigstens sechzig Gulden im Wert. . . Hast du, du reicher Mann, solches notwendig müssen tun? . . . Und dir sind jetzt deine schönen Kinder im Stall umgekommen. . .

Ah, es war eine erkleckliche Reihe von Unschuldigungen, deren den Franzmüller sein Gewissen verklagte! Was ihm jetzt so alles durch den Kopf gegangen ist!

Und dann mußte er denken: hat es der Herrgott etwa auch mir abgekehrt — hat er mich vielleicht einmal gemahnt? . . . Ja, so ganz recht in allen Dingen werd' ich schon wohl gewiß nicht immer gehandelt haben. . .

Und dann kam die Lene in die Stube, um den Vater zu fragen, ob er etwas benötige. Und da hatte der Franzmüller keinen Wunsch, wohl aber eine Sorge: „Wie's eppan der Muatter werd' geh'n?“ sagte er bekümmert. „Fünf Tag' is sie fort. . . Wenn ihn nur nix zug'stoßen is bei dem Wetter. . .“



Die Lene berichtete, daß das Wasser überall noch hoch sei; die Mütter werde gewiß irgendwo gut aufgehoben sein; es sei noch nicht möglich, durch das Tal zu kommen, weil die meisten Brücken über den Fluß fortgerissen wurden und die andern kaum aus dem Wasser hervorschauen.

„Und mir is es grad so, als wenn i von aner schwaar'n Krankheit waar aufgestanden,“ mußte der starke Mann gestehen. „Kaum a Hand kann i zu aner Faust z'samm'ziag'n, und bei jedem Schritt is mir, i müasset niedersinken . . . Und wie werd' es ausschaug'n, wenn sich das Wasser verlaufen werd' hab'n . . . Heiland, Heiland! . . .“

Wenn ein wuchtiger Schicksalschlag den Menschen niederstreckt und wenn er dann lange hilflos liegen bleibt: die Zuversicht, diese barmherzige Schwester, ist ja schon unterwegs und sie holt ihn ein und hilft ihm wieder auf.

Bis zum siebten Tage hielt den Franzmüller die Verzweiflung in Fesseln: da war er ohne Hoffnung, ohne Mut zum Weiterleben und todestraurig.

Aber am siebten Tage, als die Wasser sich merklich zu verlaufen begannen, kam ihm wieder seine treue, gute Lebensgefährtin.

Auf dem Heimwege hatte sie schon überall die Verwüstung geschaut und so war sie vorbereitet auf das Unglück, das daheim ihrer wartete.

Und was sie zu diesem Unglück gesagt hat!

„Weil nur enk nix g'sch'eh'n is!“ So hat sie frohlockend ein ums andere Mal ausgerufen. Und sie mußte immerzu ihrem Manne und ihrem Kinde die Hände drücken und vor Glück und Freude weinen . . . „Ja, weil nur enk nix g'sch'eh'n is!“ . . .

Und das wirkte wie ein Zauberspruch: wie ein Labetrunk den Verschmachtenden, so hat es den Franzmüller erquickt und ausgerichtet.

Nein: es tut nicht gut, wenn einer zu lange an der Sonne steht: wie das Blümlein am schattenlosen Rain, so muß er verwelken und verdorren, wenn ihm nicht Kühle und Regen zu rechter Zeit kommen.

Das Unglück hat dem Franzmüller seine verwelkende Seele erfrischt. Das Wildwasser hat ihm alles Unreine davon heruntergewaschen.

Die Waldrainerin und ihr Sohn waren ihm wohl noch eine Weile eine harte Nuß. Das alte unglückbeladene Weiblein hatte ihn die ganzen Tage mit einer Fürsorge betreut und ihm so viele Worte der Tröstung zugesprochen, daß er brennende Scham empfangend über die harten Worte, die er über die Waldrainerleute gesagt hat.

Es kam ihn nicht leicht an. Aber er mußte doch zu seiner Frau davon sprechen.

„Sie hab'n iaka wieder senern (ihren) ehrlichen Namen,“ sagte er. „Grad merkwürdig is: uns hat das schiach Wasser so viel g'schadet und sener (ihnen) hat es Glück gebracht . . . Wie waar es sunsta afn Tag gekemmen, wann nit das Wasser den Peter so in die Arbeit hätt' g'nommen . . .“

„Ja, es is merkwürdig,“ stimmte die Müllerin zu; als frommgläubige Christin aber war es für sie

doch etwas mehr, und sie sagte: „Es is halt Gottes Fügung.“

Der Müller sann eine Weile vor sich hin.

„Kann sein,“ antwortete er dann. „Aber was moanst: dem Flore . . . Na, er hat mir wohl a paar Wörtlan g'jagt! . . . Schwamm drüber . . . A tüchtiger Mensch is er . . . I moan, daß mit dem amal oane nit schlecht dran is . . .“

Da mußte die Müllerin lächeln.

„Besser, moan i,“ sagte sie, „wie mit 'n Simi.“

Der Müller blinzelte und sagte dabei: „Dös moan i aa.“ Mit einem Seufzer mußte er freilich noch darauf sagen: „Im Leb'n kimmt es halt decht allemal anders, wie der Mensch denkt . . .“

Und die Müllerin war ganz zufrieden damit. „In Gott'snam,“ sagte sie, „es wird schon so recht sein!“

Der Waldrainer-Flore und die Franzmüller-Lene sind heute ein musterhaftes Bauernpaar im Oberlande, und wenn ihnen zuweilen auch etwas gegen ihren Sinn ausgeht, so trösten sie sich damit, daß man nicht wissen kann, für was es gut sei, denn auch ein Unglück kann Glück bringen!

### Auch ein Kalendermann.

Wenn der Leser den Lahrer Hinkenden zur Hand nimmt und darinnen alles zuverlässig vermerkt findet, die Bewegung der Himmelskörper, den Eintritt von Tag und Nacht, das Alter der Kronenträger und ihrer nächsten Angehörigen, auch weise Regeln für Stall und Küche, Haus und Hof, Acker und Nebberg — wenn er wieder allerlei Geschichten von der großen und kleinen Welt vor seiner Wißbegierde ausgebreitet sieht, Geschichten, die zum Lachen, aber manchmal auch zu ernstem Nachdenken sind — gut so, denkt sich da vielleicht dieser Leser: es ist nichts leichter als das Kalendermachen. Hingegen ist das Umgekehrte wahr; es müssen viele Hände und Köpfe zusammenwirken, daß eines der beliebtesten deutschen Hausbücher zustande kommt. Aber schließlich haben Geschichtenschreiber und Bildermaler, Drucker und Buchbinder ihre Arbeit getan und der Kalender soll unter die Leute kommen, unter Bürger und Bauern im Reich, aber auch unter die deutschen Landsleute, die in weiter Ferne leben bei schwarzen oder braunen Völkern, bei Chinesen, Indiern oder Negern. In unsern Städten und Städtchen ist die Erwerbung eines Kalenders ein leichtes: man braucht nur vor den erstbesten Bücherladen zu gehen, so sieht der Hinkende aus dem Ladenfenster auf die Gasse und wünscht den Neugierigen einen guten Tag oder Abend. Aber nicht jeder tut einen Gang zum Hinkenden; viele wohnen auch in Orten, wo kein Buchhändler feilbietet; darum wollen sie, daß der Hinkende eingeladen zu ihnen komme. Und der Kalender, menschenfreundlich wie er ist, tut die Fahrt. Nicht einzeln, sondern mit vielen Brüdern ganz des gleichen Aussehens zieht er hinaus, erst mit der Post oder Eisenbahn, dann (was viel vernünftlicher ist) auf dem krummen Rücken eines jener Kleinhandelsleute, die man Hausflurer nennt. Mag ein Dörfler, mag